

Willy Imstepf – der Bergführer, der kein Wasserglas mehr heben kann

Willy Imstepf war Bergführer – ein Macher, ein Anpacker. Heute raubt ihm ALS langsam die Kraft. Was bleibt in einem Leben, das von einer unheilbaren Krankheit begrenzt wird?

Nathalie Benelli

Wenn der Winter vor der Tür steht, zieht es Willy Imstepf in die Ferne. Dorthin, wo die Berge besonders hoch sind und der Himmel weiter wird. Viele Jahre lang war er dort unterwegs – als Bergführer, gemeinsam mit seinen Gästen, Schritt für Schritt, Seillänge um Seillänge. Kurz vor Weihnachten 2025 plante er wieder eine Reise. Nepal sollte es sein, wie so oft.

Auf dem grossen Holztisch in seinem Zuhause in Niedergesteln liegt alles bereit, was es braucht: Hosens für Bergtouren, Funktionswäsche, Windstopper, dicke Daunenjacken. Ausrüstung, die vertraut ist, die Geschichten trägt. Es sieht aus wie immer. Und doch ist nichts mehr wie früher.

Willy Imstepf sitzt daneben und schaut zu, wie seine Frau Christine sorgfältig Kleidung und Material in die Rucksäcke legt. Er hilft nicht mit. Er kann es nicht mehr. Seine Hände bleiben im Schoss. Die Berge, die ihm ein Leben lang Halt und Richtung gegeben haben, wird er nie wieder besteigen können.

Willy Imstepf lebt mit ALS, einer hochgradig motoneuronalen Erkrankung. Sie raubt ihm die Kraft, langsam, unwiderruflich. Was bleibt, ist das Wissen um Grenzen, die nicht verhandelbar sind. Seine Bergbekleidung wird er in Nepal verschenken. An Menschen, die sie brauchen können. An ehemalige nepalesische Weggefährten, die noch zu den Gipfeln aufbrechen können.

Kein dramatischer Moment, kein grosses Wort. Nur das Rascheln von Stoff, das Zuziehen eines Reissverschlusses, der Blick auf vertraute Dinge. Und die Gewissheit, dass sich etwas Grundlegendes verändert hat – während draussen der Winter beginnt.

Vor zweieinhalb Jahren zeigten sich erste, kaum greifbare Anzeichen. Die Kraft in den Händen liess nach. Nach Bergtouren war Willy Imstepf erschöpft wie nie zuvor. Er schenkte dem wenig Beachtung. «Ich dachte, das geht vorbei», sagt er. Vielleicht ein Infekt, vielleicht Überlastung. Zum

«Meine Krankheit führt nur in eine Richtung. Aber da muss ich durch.»

Arzt ging er deswegen nicht. Dafür war er nie der Typ gewesen. An Weihnachten 2024 war er mit einer Gruppe am Kilimandscharo unterwegs. Der Zustieg gelang noch ohne grössere Probleme. Doch dann fiel ihm das Atmen schwer. Auf dem Rückweg vom Gipfel konnte er seinen Kopf nicht mehr halten. Et was stimmte nicht. Er spürte es deutlich.

Zurück im Wallis suchte er seine Hausärztin auf. Sie überwies ihn weiter, zu Spezialisten, zu Neurologen. Die Untersuchungen an den Nervenbahnen waren schmerzhaft. «Ich bin nicht wehleidig», sagt Willy Imstepf, «aber das war nicht ohne.» Eine Diagnose erhielt er nicht. Man bat ihn, im Mai wiederzukommen.

Der entscheidende Moment kam unerwartet. Zufällig traf Willy Imstepf einen ehemaligen Bergführerkollegen. Der musterte ihn kurz und sagte: «Du gefällst mir gar nicht. Was ist mit dir los?» Willy schilderte seine Symptome. Der Kollege zöger-

te nicht, griff zum Telefon und rief einen früheren Gast an – einen Neurologen an der Hirslandenklinik in Zürich. Wenig später konnte Willy Imstepf fast notfallmässig nach Zürich reisen. Dort wurde er gründlich untersucht. Es waren andere Möglichkeiten, andere Tests, andere Antworten. Nach einer Woche stand die Diagnose fest: ALS – unheilbar.

Stilles Erstaunen, was die Krankheit mit ihm macht

Während Willy Imstepf erzählt, trinkt er mit einem Strohhalms aus seinem Glas. Das Glas selbst zu heben, gelingt ihm nicht mehr. «Schon verrückt», sagt er leise. «Als Maurer und Ofenbauer habe ich früher 100 Kilogramm schwere Steine angehoben – und jetzt das.» In seiner Stimme liegt kein Groll, eher ein stilles Erstaunen darüber, was diese Krankheit mit ihm macht.

ALS zerstört die motorischen Nervenzellen im Gehirn und Rückenmark. Die Verbindung zwischen Nerven und Muskeln geht verloren. Was folgt, ist ein schleichender Verlust: Kraft, Kontrolle, Bewegung, Muskelschwäche, Muskelschwund, schliesslich Lähmungen. Auch Sprechen, Schlucken und Atmen werden zunehmend schwieriger. Willy Imstepf weiss das. Er benennt es ohne Dramatik. Es ist keine Klage. Mehr ein nüchternes Wahrnehmen dessen, was ist. «Da muss ich durch.» In welchem Zeitraum sich sein Gesundheitszustand verschlechtern wird, weiss er nicht. Das ist bei allen Patienten anders. Willy Imstepf weiss aber, dass es nur in eine Richtung geht.

Die Krankheit trifft einen, der sein Leben lang ein Macher war. Einen, der Dinge anpackte und umsetzte, seit Kindertagen. Aufgewachsen ist Willy Imstepf mit zwölf Geschwistern in Niedergesteln. «Wir hatten eine Blaggpüreri», erzählt er. Weiden und Acker am Hang, mühsam von Hand zu bewirtschaften. Arbeit gehörte früh zum Alltag.

Er lernte Maurer, arbeitete später als Ofenbauer und wurde Bergführer. Zehn Jahre lang führte er zusammen mit sei-

«Wochenlang im Wachkoma liegen möchte ich nicht. Dann muss man mich gehen lassen.»

ner ersten Frau die Bietschhornhütte. Er bildete Aspiranten aus, prüfte als Experte angehende Bergführer. Auf dem Küchentisch liegt eine Karte, die zeigt, wie er bei den Aspiranten in Erinnerung geblieben ist. Persönliche Zeilen, anrührend und direkt. Sie beschreiben ihn als Vorbild – als einen, der nicht nur am Berg Richtung und Haltung vorgab.

«Seit ich öffentlich über meine Krankheit gesprochen habe, erhalte ich E-Mails, Anrufe und Karten von ehemaligen Gästen und Aspiranten», sagt er. Das freute ihn. Und es mache ihn zugleich wehmütig. Denn während andere weiterhin aufbrechen, wenn der Tag erwacht, und zu den höchsten Gipfeln aufsteigen, bleibt er unten im Tal.

«Wenn ich Christine nicht hätte, müsste ich in ein Heim», sagt er nüchtern. Sie hilft ihm beim Anziehen, beim Rasieren, bei all dem, was er nicht mehr allein erledigen kann. Seit 14 Jahren sind die beiden ein Paar, vor elf Jahren haben sie geheiratet. Vor drei Jahren kauften sie

gemeinsam das Bärgebeizli Rarnerchumma. Ein Leben, das sich Schritt für Schritt aufgebaut haben, wird nun anders. Zuschauen statt anpacken. Das ist neu für ihn. Hilfe annehmen, das musste er lernen. Geduld zu haben nicht. «Geduld hatte ich schon immer. Dazu bot mir mein Beruf als Bergführer ein grosses Übungsfeld», sagt er und lacht. «Ich habe Nerven wie Drahtseile.»

Pillen strukturieren den Alltag

Christine erinnert ihn daran, dass es Zeit ist, seine Medikamente einzunehmen. Vor ihm steht ein Dosette in bunten Farben, sorgfältig gefüllt. Die Pillen darin teilen den Tag in Einnahmezeiten ein. Auch für Christine Imstepf und für die Familie hat sich seit der Diagnose vieles verändert. «Mein ganzes Umfeld muss mit der Krankheit umgehen lernen – und sie akzeptieren», sagt er. Den Satz, den man von Willy Imstepf am häufigsten hört, heisst: «Da musst du durch.»

Sogar für Hund Rex hat sich etwas verschoben. Früher durfte er nicht in den zweiten Stock, dorthin, wo sich die Schlafzimmern befinden. Diese Regel hat er ausser Kraft gesetzt. Rex weicht Willy kaum von der Seite, schaut immer wieder nach ihm, wenn er sich im Bett ausruht. Als wüsste er, dass Nähe jetzt wichtiger ist als Regeln.

Willy Imstepf kann noch eine halbe, vielleicht eine Dreiviertelstunde aufrecht sitzen, dann muss er sich ausruhen. Während des Gesprächs lehnt er den Kopf immer wieder an die Wand. Das Halten fällt ihm schwer. Gehen kann er noch ohne Hilfe. «Zum Glück», sagt er.

An Wunder, die ihn von ALS befreien könnten, glaubt er nicht. Und wieder: «Da musst du durch.» Wünsche für die Zeit, die vor ihm liegt, hat er keine. «Ich hatte nie Wünsche», sagt er ruhig. «Aber viele Ideen – und ich wusste jeweils, dass ich sie umsetzen kann.»

Der Tod macht ihm keine Angst. «Ich geniesse jeden Tag»,

sagt er. Offen spricht er darüber, was für ihn noch lebenswert ist – und was nicht. Er hat eine Patientenverfügung hinterlegt. «Wochenlang im Wachkoma liegen möchte ich nicht», sagt er. «Dann muss man mich gehen lassen.»

Er ist überzeugt, dass mit dem letzten Atemzug nicht alles endet. «Das ist ein Gefühl, eine Gewissheit», sagt er. Mit Religion habe das nichts zu tun. «Ich habe zu viel gesehen auf der Welt. Da ist mir die Religiosität abhandengekommen.» Grossen Respekt empfindet er jedoch für Länder wie Nepal, in denen Menschen unterschiedlicher Religionen friedlich zusammenleben.



Willy Imstepf im Garten seines Zuhauses in Niedergesteln.

Bild: pomona.media/Alain Amherd



Beim Flughafen von Kathmandu wurde die Reisegruppe herzlich empfangen.

Bilder: zvg



Christine begleitet Willy Imstepf überallhin.



Kabelsalat in Kathmandu.



Christine und Willy Imstepf besuchten Orte in Nepal, die sie von früher kannten.

besi, dorthin, wo sich ihre Wege wieder kreuzten.

Von da an unternahmen sie wieder alles gemeinsam. Nur abends, wenn die anderen noch bei einem Bier länger sitzen blieben, legte sich Willy Imstepf hin, ruhte sich aus, sammelte Kraft. Vieles auf der Reise kannte er von früher. Ein Höhepunkt war der Helikopterflug zum Ama Dablam

– zu jenem Berg, den er vor Jahren selbst bestiegen hatte. Von oben sah er den Weg Richtung Everest Base Camp, den Khumbu-Eisfall, Pumori, Lhotse, Nuptse. Berge, auf denen er einmal gestanden oder an denen er vorbeigegangen war. «Das wollte ich schon gerne noch einmal sehen», sagt er. «Es war wunderschön. Wir hatten super Wetter.» Augenblicke, die ihn

tiefberührten. Diese Reise war für ihn ein Nochmals-dorthin-Gehen, wo er so viel erlebt hat. Für die Zukunft will er nicht zu viel planen. Erschaut nach und nach, was noch möglich ist, abhängig davon, wie sich die Krankheit entwickelt. «Vielleicht gibt es noch einmal die Gelegenheit zu einer grosse Reise», sagt er leise. In diesem Satz liegt Hoffnung.